

Deutsche Jagd am Viktoria Nyanza

von

L. von Brandis,
Hauptmann a. D.

Mit 16 Tafeln, enthaltend 26 Bilder,
und einem Übersichtskärtchen.

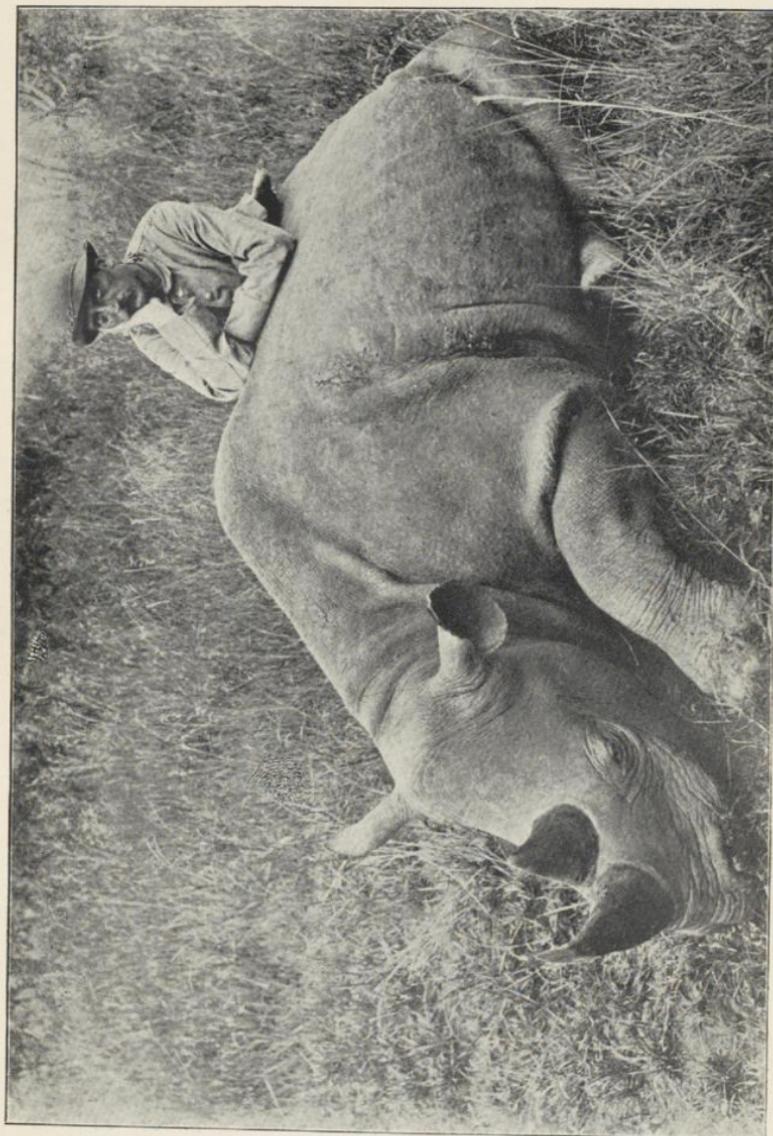


Berlin 1907.
Dietrich Reimer (Ernst Vohsen).

meister“ vor Anker, auf den Wellen sich sanft schaukelnd, an Deck spielte die Schiffskapelle lustige Weisen. Das große Schiff war festlich beleuchtet und prächtig spiegelten sich im schwarzen Wasser die Lichtströme, die sich aus seinen runden Schiffsfenstern und von Deck aus ergossen.

Ich lernte gleich an diesem ersten Abend im Kasino einen Herrn kennen, der durch sachverständige Ratschläge meinen afrikanischen Jagdausflug erst in die richtigen Bahnen leiten sollte. Als einer der erfolgreichsten Jäger der Schutztruppe bekannt, war Oberleutnant Baumstark nach langem Aufenthalte am Victoria Nyanza zu dieser Zeit der Führer der 5. Kompanie in Daressalam. Wenn es überhaupt möglich ist, als Nichtjäger (ich hatte bisher nur einen Hasen, zwei Kaninchen und fünf Hühner geschossen, von letzteren kommen nur drei sicher auf mein Konto) von einem weidgerechten Jäger theoretisch in Jagdsachen etwas zu lernen, so war hier für mich die allerbeste Gelegenheit und ich habe versucht, sie gründlich auszunutzen. Schon jetzt wurde mir klar, daß der zu Hause entstandene Plan, am Kilimandscharo*) mein Jagdglück zu versuchen, doch nicht der zweckdienlichste war. Um freie Jagd auf jedes afrikanische Wild zu haben, mußte ich mich bis in's Innerste des dunklen Erdteiles begeben, bis an den Victoria Nyanza.

*) Am Kilimandscharo sind dankenswerter Weise große Wildreservate eingerichtet, in denen nicht einmal Raubtiere geschossen werden dürfen.



Zu Seite 4.

Baumstark mit Jagdbeute.

Sergeant Biallowons phot.

Kapitel V.

Abmarsch nach dem Innern — Organisation des Lagers — Mein erstes Jemära — Jagd auf Nashörner — Fleischgier der Schensis.

Um 6⁰ morgens machte ich mich mit meiner kleinen Karawane von etwa 70 Trägern auf die Reise. Göhring brachte mich auf den Weg und wollte mir den ersten Lagerplatz einrichten lassen. Wir gingen beide den ganzen Marsch zu Fuß. Da in Schirati keine Reittiere zu haben waren, gedachte ich mich erst bei einer späteren Gelegenheit beritten zu machen, habe mich aber schließlich so an das Wandern gewöhnt, daß ich später, als ich schöne Maulesel für 13 Rupies in Ikoma kaufen konnte, es nicht getan habe. Für den Reisenden ist es immerhin doch zu empfehlen, sich diese kleine Bequemlichkeit nicht entgehen zu lassen, denn es gibt Lagen, zum Beispiel bei Krankheiten oder Verletzungen, in denen der Langohrige gern gesehen ist.

Schon auf dem ersten Marsche zeigte mir Göhring, daß man mit einiger Sicherheit auch über 100 m Entfernung sein Wild auf die Decke legen kann. Er schoß nämlich zwei prächtige Jemäras mit je einem

Schuß, das eine auf 150 das andere auf 260 Schritte. Ich war starr, und in zweiter Linie sehr erfreut auf diese Weise für den ersten Tag mit Fleisch als Zuckost zu dem Mehl für meine rund 80 Leute versorgt zu sein. Göhring benutzte das gewöhnliche Militär gewehr M. 88, dessen Dachkorn für größere Entfernungen sehr geeignet ist. Das runde Korn meiner Barellabüchse verdeckte auf Entfernungen über 150 Schritte soviel von dem Wild, daß ich später, als sich auch noch andere kleine Unbequemlichkeiten einstellten (das Silberkorn blendete in der Sonne, die kleine 150 m-Klappe am Visier klappte nach jedem Schuß automatisch ohne Grund, meist unbemerkt, herunter), ganz zu M. 88 überging. Die Gegend, durch welche der zweite Teil des Marsches führte, auf welchem die Tiere geschossen wurden, war so offen, daß an ein näheres Heranschleichen an das scheue Wild nicht zu denken war.

Wir erreichten mein erstes Lager bei Ukina erst am Nachmittage, weil durch die Jagd sehr viel Zeit verbraucht worden war. Die zurückgelegte Entfernung betrug höchstens 20 km. Beim Aufschlagen des Lagers stellte mir Göhring drei Leute vor, die er mir als Begleiter für meinen Marsch ausgesucht hatte. Zunächst einen alten Askari, Ombascha (Gefreiter) Schabrum, der von der Schutztruppe des Alters wegen seinen Abschied erhalten sollte, um mit seiner Frau und seinen reichen Ersparnissen an die Küste zurück zukehren, von wo er stammte. Ihn hatte Göhring, da er ihn als tüchtigen zuverlässigen Mann kannte, be-

stimmt, für die Dauer der Reise mit mir zu gehen, um als Oberhof- und Jägermeister zu fungieren. Sodann zwei Katekiros, ein Ausdruck der in Uganda etwa Minister bedeutet, hier aber nur mit Askari-Vorschüler zu übersetzen ist. Der eine hieß Magike, der andere Msana. Beide waren junge, stämmige Leute, dazu war Msana der Sohn eines Jumben, der weiter im Innern großen Einfluß haben sollte. Alle drei haben treu bei mir ausgehalten und sich als brauchbare Menschen erwiesen.

Schabrum begann sofort seine Tätigkeit damit, die Träger, die sich schon gemütlich gelagert hatten und anfingen, sich kleine Strohhütten für die Nacht zu bauen, zu versammeln, um sie im Aufschlagen meines Zeltes auszubilden. Diese Arbeit paukte er bald teilweise in die harten Köpfe der Wageias ein, aber es ist bis zum Schluß der Reise nicht soweit gekommen, daß sie ohne seine Hilfe das Zelt aufschlugen. Als dieses glücklich stand, näherten sich schon in langer Prozession schwarze Weiber aus den benachbarten Negerdörfern. Auf den Köpfen trugen sie kleinere oder größere Körbe mit Mehl, süßen Kartoffeln etc., und bald hockte die ganze Gesellschaft in einem großen Halbkreise am Boden, indem sie ihre Körbe mit Nahrungsmittern zwischen die Knie setzten, in der Erwartung, daß ihnen der Inhalt abgenommen würde, und sie ihre Pesas dafür erhielten. Schabrum, der diese Art des Marktes, der am Tage vorher durch Boten in den verschiedenen Orten angesagt war, kannte, wartete so lange, bis er glaubte, daß genug Lebensmittel zur

Stelle seien, dann machte er einen Gang entlang an all den Körben und berechnete, wie viel die Sachen kosten würden. Hatte er dieses festgestellt, so erschien er bei mir und holte sich die nötigen Pesas, womit er dann den ganzen Markt aufkauft. Hierauf mußten die Trägerführer, die ihrerseits inzwischen die Träger in Haufen zu je zehn Mann eingeteilt hatten, mit einigen Leuten antreten, denen in Säcke oder große Felle, die auf jede Trägergenossenschaft kommende Menge von Lebensmitteln zugeteilt wurde. Ähnlich wurde bei der Fleischverteilung verfahren. Immer zehn Träger zusammen brodelten sich ihre Speise zurecht, Weiber sind in den ersten Tagen nicht im Lager gewesen, fanden sich aber später ein. Ich hatte gegen diese Wesen nichts einzuwenden, da ich stets ganz kleine Märsche machte, bei welchen sie dann den Trägern ihren Hausrat, Töpfe, Flaschen etc. nachtrugen.

Während sich dieses bei den Leuten abspielte, hatten die Herren Boys sich ihr eigenes Zelt in der Nähe des meinigen aufgeschlagen und Omari war eifrig dabei, das Essen für Göhring und mich zu bereiten. Hanibal kramte mit Wollust in den Schätzen, die in meinen Lasten verborgen waren. Da er ehrlich war, konnte ich ihm den Schlüssel ruhig anvertrauen und brauchte mich wenig um den inneren Betrieb zu kümmern. Wehe aber dem Herrn, der einen diebischen Boy hat. Alles muß er selbst überwachen, wenn er nicht mit seinen Vorräten, die für eine bestimmte Zeit reichen sollen, schon in der

Hälften fertig sein will. Nach dem Essen saßen Göhring und ich, behaglich in die langen Schiffsstühle gelehnt, unter dem ausgespannten Sonnensegel meines Zeltes. Da die Speisen wohlschmeckend und die Getränke gut gewesen waren, fehlte uns nichts zur Zufriedenheit. Einige gute Zigarren, die mir mein Bruder in Hamburg mit auf die Reise gegeben hatte, wurden voll gewürdigt. So kam der Abend und im gemütlichen Geplauder sahen wir den Mond in voller Schönheit aufgehen. Göhring wollte noch nach Schirati zurück und mußte leider bald an den Aufbruch denken. Seine Boys und sein Esel waren schon vor einiger Zeit im Lager eingetroffen, um ihn abzuholen. So zog er denn nach herzlichem Abschied dahin, das letzte weiße Gesicht, welches ich für lange vier Wochen erblicken sollte. Beim letzten Rundgang im Lager sah ich noch, daß Schabrum sein Zelt rechts, die Boys links und die Katekiros das ihrige hinter dem meinigen aufgeschlagen hatten. Die Träger lagen hier und dort, wo gerade ein günstiger Platz vorhanden. Der brave Hanibal, von dem ich glaubte, daß er lange schlief, kam heran, machte mir die Beinwickeln los und schloß das Zelt von außen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß das Moskitonetz richtig an allen Seiten unter die Matratze gestopft war.

Ich schlief vorzüglich in meinem Tippelskirch-schen Bett, Hanibal erschien mit Sonnenaufgang und Schabrum war ganz wild auf das Verpacken des Zeltes, ich mußte seinen Eifer zügeln, da absolut kein Grund zur Hast und Eile vorhanden war, die

Nachtmärsche sind für mich vorüber. Nachdem es gut hell geworden ist, setzt sich die Kolonne in Bewegung; ziemlich weit vor der Hauptabteilung marschiere ich mit Schabrum, Hanibal und dem Hülfsboy, welchen ich, da sein Name unaussprechlich ist, zu seinem Ärger „Wasserbock“ getauft habe. Er ist nämlich für einen Neger ungewöhnlich klobig und massig, dabei sind seine Hände und Füße immer noch kleiner als die meinigen. Diese drei tragen meine Gewehre, Patronen und eine große lederüberzogene Wasserflasche, die fünf Liter faßt und unentbehrlich ist. Wenn ich so weit vor dem Spektakel der Marschkolonne durchs Gelände ziehe, hoffe ich eher an das in dieser Gegend noch recht scheue Wild heranzukommen. Die Träger folgen geschlossen, vorne sorgt Msana für die Ordnung, während hinten Magike die Gesellschaft zusammenhält. In der Mitte der ziemlich langen Reihe haben die Trägerführer die Verantwortung und die Aufsicht. Der Weg führt bergauf und bergab, wir befinden uns im Pori, dessen Charakter häufig wechselt. Bald ist der trockene, harte Boden nur mitdürrem Gras bewachsen, bald sind auf der Ebene vereinzelte Buschgruppen aus ebensodürren Dornen verstreut. Besondere Reize hat die Gegend nicht.

Während des Marsches ließ ich Schabrum durch Hanibal klar machen, wozu ich eigentlich hier umherzöge, daß jeder, wer es auch sei, der mich auf Raubtiere zu Schuß brächte, 5—10 Rupies bekommen werde. Für Dickhäuter bot ich noch mehr, obgleich

ich mir wenig davon versprach. Er wollte gleich im nächsten Lager Erkundigungen einziehen und auch Magike und Msana Bescheid sagen. Dieses Preis-
aussetzen hatte mir Baumstark empfohlen, es hat gute Früchte getragen.

Mittags kamen wir nach Ukeroni zum Sultan Niengassa. Ich setze dabei voraus, daß der Mann, der mir gezeigt wurde, wirklich Niengassa war. Da ich mit den hiesigen Bewohnern nur durch die Vermittlung von ein bis zwei Dolmetschern reden konnte, so waren die Unterhaltungen nur kurz und nicht ohne Mißverständnisse. Hier in Ukeroni verstand ich jedenfalls soviel, daß mit Sicherheit behauptet wurde, es seien zwei Nashörner in der Nachbarschaft gespürt worden. Der Begriff Nachbarschaft kann beim Schensi so gut 4 wie 40 km Entfernung heißen. Auf mich machte diese unerwartete Nachricht trotzdem einen großen Eindruck und ich beschloß hier Hütten zu bauen und nicht eher zu weichen, bis mir wenigstens eines dieser Tiere zum Opfer gefallen war. Niengassa stellte zuvorkommend mir seine besten Jäger zur Verfügung und mit allem Nötigen versehen machte ich mich am Morgen des 20. mit meinen Truppen auf den Weg. Da die Jagd auf Nas-
hörner am günstigsten in der Hitze am Mittag auszuführen ist, war der Abmarsch erst um 7⁰ V. ange-
gesetzt. Die Jäger des Häuptlings, die sich bei mir ein-
fanden, machten allerdings nicht den Eindruck, als ob sie große Künstler in ihrem Berufe seien. Mit großen Köchern voll von vergifteten Pfeilen und langen

Bogen bewaffnet, setzten sie sich zur Führung an die Spitze der Kolonne.

So begann der erste Tagesmarsch. Wärmer und immer wärmer brannte die Sonne, Stunde auf Stunde verrann, einige schöne Antilopen, die ich vielleicht hätte schießen können, ließ ich ungeschoren, nur um das Nashorn nicht zu verscheuchen. Aber noch immer war das Ende des Marsches nicht abzusehen. Schließlich wurde ich so hungrig und abgespannt, daß ich um die Mittagszeit unter einem Baume, der wenigstens etwas Schatten bot, Halt machte und für meinen inneren Menschen in ausgiebiger Weise sorgte. Weil auf Kilometer in der Runde von Nashörnern nichts zu sehen war, wohl aber zwei Jemäras (Leierantilopen) die unter einem Baume ihren Mittagsschlaf abzuhalten schienen, beschloß ich kurzer Hand, zuerst einmal nach den Spatzen in der Nähe zu greifen und die Taube in der Ferne für später aufzubewahren. Der Wind kam von den Tieren auf uns zu. Diese standen nach wie vor unbeweglich im Schatten einer Schirmakazie und schliefen. Als ich bis auf etwa 150 Schritte, wie ich glaubte, an sie herangekommen war, schien es unmöglich weiter vorzugehen. Ich legte also mein Gewehr an einen dünnen Stamm und ließ nach peinlich genauem Zielen fliegen. Den Kugelschlag hörte ich, dann sah ich die beiden Tiere im wilden Galopp über die Steppe dahineilen. Aber nach einigen hundert Sprüngen wurde das eine kürzer und kürzer, bis es schließlich zusammenstürzte. Das andere schien einen Augenblick im Zweifel, ob es

zu dem gefallenen Kameraden zurückkehren oder weiter eilen sollte. Es entschloß sich aber, sobald ich mich durch eine Bewegung verraten hatte, zur weiteren wilden Flucht und war bald verschwunden.

Ich eilte nun mit Schabrum zu meiner Beute. Da lag das schöne Jemära in seiner stattlichen Größe mit einem guten Blattschusse schon verendet am Boden. Ich empfand fast Trauer bei dem Anblick. Schabrum schnitt dem Tier der Form wegen zum Ausbluten noch die Kehle durch, weil es sonst meine Mohamedaner nicht essen durften (den Wageias waren diese Formalitäten gleichgültig). Diese selbst für den Nichtjäger, wie ich es war, widerliche Prozedur konnte ich nicht verhindern, da ich das Fleisch für meine Leute brauchte. Ich schritt nun die Entfernung von dem Baum, unter dem die Tiere gestanden hatten, bis zu dem, von welchem ich geschossen hatte, mit großen Schritten genau ab und zählte zu meinem Erstaunen 210 Schritte. Ich hatte kaum 150 geschätzt. Ich kann dieses Verschätzen nur auf die wunderbar klare, reine Luft zurückführen, woraus ich auch erkläre, daß in Afrika manchmal auch auf bedeutend größere Entfernungen wie hier mit gutem Erfolge geschossen werden kann. Da die Führer jetzt über Kifarurs gar keine Angaben mehr zu machen wußten und mir noch ein tüchtiger Rückmarsch ins Lager bevorstand, trat ich befriedigt den Heimweg an. Dem Sultan schickte ich eine Keule von meinem Jemära, auch die erfolglosen Führer belohnte ich mit den üblichen Fleischspenden.

Noch am selben Abend brachte Schabrum mir einen Schensi ins Zelt, der sich als Jumbe eines benachbarten Dorfes vorstellte, und mir ziemlich glaubhaft zu erklären vermochte, daß er mich für 20 Rupies auf zwei Nashörner zu Schuß bringen wollte. Diese Tiere ständen, so sagte er, in der Nähe seines Dorfes. Ich hatte zu ihm mehr Vertrauen, wie zu den beiden Schafsköpfen vom heutigen Tage, und beschloß, es einmal mit ihm zu versuchen. Der Aufbruch am 21. August war für meine Verhältnisse sehr früh, schon um $5\frac{1}{2}$ Uhr machten wir uns auf die Reise. Es gibt hier in der Nähe des Seeufers fast täglich einen Regenschauer, der Lehmboden war daher stellenweise sehr schlüpfrig und der Marsch ging nicht besonders schnell von statten. Gegen 11⁰ V. kamen wir an ein kleines Gehölz, in welchem sich ein Lagerplatz von zwei Nashörnern befinden sollte. Dieses buschige Wäldchen hatte etwa 3—400 Meter Durchmesser und schien aus einem Sumpfloch seine Nahrung zu erhalten. Da wir schon einige Nashornfährten gesehen hatten, hielt ich die Angelegenheit nicht für aussichtslos und betrat die grüne Dornenwildnis mit frommem Schauder. Schon nach kurzem Kriechen, denn gekrochen mußte werden, standen wir andächtig staunend vor einem ungeheuren Haufen Dung, der so würzig und eigenartig pikant roch, daß ich den Geruch bis heute noch sofort wiedererkennen würde. Die Sache schien noch nicht sehr alt zu sein und auch die mächtigen Fußspuren im Sumpfloch waren frisch, es war kein Zweifel, die Tiere waren

vorhanden. Nach halbstündigem Suchen kamen wir jedoch zu der Erkenntnis, daß der Hausherr bei unserer Ankunft das Feld geräumt hatte. Der Dorfhäuptling, der seine 20 Rupies nicht gern einbüßen zu wollen schien, forderte mich auf, ihm nach einem anderen Standplatz der Dickhäuter zu folgen, der nicht allzuweit entfernt wäre. Ich stand diesem Ansinnen mit meinen jetzt schon von der Anstrengung des Marsches geschwollenen Füßen sehr zweifelhaft gegenüber. Nach einer Besprechung mit meinen Hastruppen jedoch, die den Stand der Dinge für günstig hielten, gab ich nach, und wiederum begann der Marsch in der fürchterlichen Sonne.

Im Laufe einer Stunde etwa hatten wir ein ziemlich steiles Gebirge von 80—100 m Höhe überklettert und befanden uns nun wiederum vor einem Gehölz, dessen Ausdehnung jedoch nicht zu übersehen war. Unsere Kolonne vergrößerte sich von Augenblick zu Augenblick, indem immer neue Jäger des Jumben zu uns stießen. Einzelne machten den Eindruck, als wenn sie hier schon längere Zeit Posten gestanden hätten und so war es auch. Unser Jumbe erhielt regelrechte Meldungen von seinen schwarzen Untertanen über den Verbleib der Nashörner. Was 20 Rupies doch für eine Einwirkung auf diese schwarzen Seelen, die vor zehn Jahren noch kein Geldstück gesehen hatten, auszuüben vermochten! Die Meldungen schienen, je näher wir der Buschwildnis kamen, um so günstiger zu werden. Die Miene unseres Führers war merklich heiterer geworden. Plötzlich hörten

wir einen kurzen, heftigen Schrei, den der Führer als vom Faru (Nashorn) kommend bezeichnete, aus dem Walde dringen. Nun überließ er mir den Vortritt und die Möglichkeit, mit den scheinbar recht erregten, gefährlichen Dickhäutern in dem unwegsamen Gebüsch anzubinden. Er hatte seine Pflicht getan und mich zu Schuß gebracht, das weitere ging ihn nichts an.

Ich müßte lügen, wenn ich erzählen wollte, daß ich mich in diesem Augenblick nur von Schabrum begleitet besonders kühn gefühlt hätte. Im Gegenteil, je weiter ich in das Gebüsch auf den engen, augenscheinlich von Nashörnern getretenen Pfaden, auf denen selbst der Schuß, der Büsche und Ranken wegen, gänzlich vom Zufall abhängig sein mußte, eindrang, desto bescheidener wurde ich. Ja, ich faßte ernstlich den Plan ins Auge, ob ich nicht von einem größeren Baume aus den Bestien zu Leibe gehen könnte. Wenn ich dann aber an den braven Schabrum dachte, der ganz treulich mit der Reservebüchse in der Hand in meine Fußtapfen trat, oder besser gesagt mir nachkroch, so verwarf ich diesen Plan sofort wieder. Plötzlich näherte der Ombascha sein altes, faltiges Gesicht dem meinigen und flüsterte „Ndege“ (Vogel), indem er auf sein Ohr deutete. Wir hielten den Atem an und lauschten. Sehr deutlich vernahm ich nun einen leisen, zwitschernden Ton, der von mehreren kleinen Vögeln (Nashornvögeln, die ich in späteren Fällen nie wieder bemerkt habe) auszugehen schien, die ich aber nicht sehen konnte. Gleich darauf bemerkte ich etwa zehn Schritte vor mir ein Stück

beweglicher, faltiger grauer Haut, welches ich durch dichtes Buschwerk im Sehen gestört, in fieberhafter Aufregung im Auge behielt. Bald konnte ich an einer anderen Stelle ebenfalls Bewegung und noch mehr eines grauen Felles unterscheiden. Jetzt hörten wir fast atemlos vor Aufregung, auch manchmal dicht vor uns erregtes Schnaufen und Blasen. Wir standen zwei erwachsenen Nashörnern, nur durch dichten Busch von uns getrennt, auf zehn Schritte gegenüber. Sie waren von unserem Vorhandensein, wie ich aus dem Kopfschlagen, Hin- und Hertrampeln und der Bewegung der Ohren schließen konnte, ebenso genau unterrichtet, wie wir von dem ihrigen, nur der Unterschied bestand, daß wir wußten, wen wir vor uns hatten, während die Nashörner die Eindringlinge wahrscheinlich nicht unterzubringen wußten.

Meine Gefühle wird so leicht niemand nachempfinden können, weil man derartige wehrhafte Tiere sonst nur hinter Gittern zu sehn bekommt, man sich deswegen im Geiste schwer in die Natur versetzen kann. Ich dachte zeitweise an Rückzug. Schließlich aber überwand ich diese Nervenschwäche und suchte für die Büchse einen Zielpunkt. Da ich bei dem einen Tier ein Stück Hals sehn konnte, also die Stellung des Kopfes, wenn auch durch Busch verdeckt, für mich festgelegt war, machte ich, um nur aus der Untätigkeit herauszukommen, den größten Fehler, den ein Jäger begehen kann und schoß auf diesen Busch. Mit dem Knall hörte ich auch schon ein Brechen und Knacken, als wenn ein Automobil

durch den Wald sich Bahn bräche, dann wurde es wieder still. In Schweiß gebadet wage ich, nachdem ich leise repetiert habe, meinen Blick wieder auf die Stelle, wo die Tiere gewesen waren, zu richten, nach dem Schusse hatte ich mich, einen Angriff furchtend, nach rechts geworfen, und siehe, ich traue meinen Augen kaum, das zweite Tier ist in seiner fast überirdischen Dummheit uns einen Schritt näher gekommen und zeigt mir seinen häßlichen Kopf, nicht wutschauend etwa, sondern voller Neugier, ganz unverhüllt. Fast lachen mußte ich über den blöden Ausdruck der Verwunderung dieser Tiervisage. Aber der Augenblick war günstig und eine besser gezielte blaue Bohne endigte schmerzlos das Leben dieser Intelligenz. Nur ein dumpfes Stöhnen noch und alles war vorüber.

Das Gefühl des Jubels, welches mich in diesem Augenblick durchströmte, war geradezu wohltätig. Mein dritter oder vierter Jagntag war noch nicht vorüber und vor mir lag eine Beute, an die meine kühnsten Träume jenseits des großen Haifischteichs nicht gedacht hatten. Nicht minder groß schienen die Gefühle der Freude bei den Schensis zu sein. Von allen Seiten, unzählbar wie Heuschrecken, quollen sie aus den Büschen hervor und umringten das Nashorn, bei welchem Schabrum gewohnheitsmäßig und kühl anfing, den Kopf abzusäbeln. Von verschiedenen Stämmen war man scheinbar zu dieser meiner Jagd zusammengekommen, denn mein großmäuliger Jumbe hatte diesen Kindern der Natur gegenüber nicht die Spur von Einfluß. Als mir die Sache zu bunt wurde, weil die

Leute Schabrum und Magike bei ihrer gewiß nicht leichten Arbeit störten, stieß ich einfach mit dem schweren Büchsenkolben die Unverschämtesten zurück, was aber auch augenblicklich die Ordnung wiederherstellte. Vor dem großen Bunduki (Gewehr) hatte die Bande einen heilosen Respekt. Da ich den ganzen Kopf des Tieres als Trophäe mitnehmen wollte, ließ ich von meinen Trägern, von welchen mich auf den Jagden stets etwa zwölf begleiten mußten, einen hohen Baum fällen, mit dem der Kopf und die Rückenhaut des Tieres später getragen werden sollte. Außer diesen beiden Teilen ist für den Weißen vom Nashorn nichts zu gebrauchen. Aus der Haut werden Peitschen geschnitten. Für die Schwarzen ist das Fleisch ein Leckerbissen. Das zeigte sich schon jetzt durch das Benehmen der Schensis. Immer wieder mußte ich darauf hinwirken, daß auch die Weiber meinen Leuten, die jetzt damit beschäftigt waren, die etwa $\frac{3}{4}$ Zoll dicke gummiartige Haut abzuschälen, nicht durch ihre Gier sich das Fleisch des Tieres zu sichern, die Arbeit unmöglich machen. Die Zahl der Schensis war beständig im Wachsen. Die Hitze in dem kleinen freien Raum, in dem die Nashörner wahrscheinlich bis zu der Störung durch uns ihren Mittagsschlaf gehalten hatten, war unerträglich. Bei Besichtigung des Kopfes stellte sich heraus, daß das 9 mm Vollmantelgeschoß den Kopf an der Stirn von vorn bis hinten zum Halse durchschlagen hatte. Das größere der beiden Hörner war leider nur einen Fuß lang, obgleich zu erkennen war, daß das Tier ganz alt war.

Es war mittlerweile 2 Uhr geworden, und ich drängte zur Eile, indem ich mit Schrecken an den langen Rückmarsch dachte. Schließlich hatte Schabrum die Haut zu beiden Seiten des Rückgrats in der ganzen Länge des Rückens nach jeder Seite hin um etwa $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß abgetrennt. Diese schweren, weichen Hautstücke, von denen jedes vielleicht 25—30 Pfund wog, wurden zusammengerollt und je einem Träger aufgeladen, den Kopf trugen zwei Mann an der Stange. Während ich so meinen Beuteanteil unter der Führung des Katekiros auf den Marsch brachte, beobachtete ich mit Interesse die schwarze Schar, die immer noch von dem Kadaver zurückgehalten wurde. Wie bissige hungrige Fleischerhunde, die auf ihre Mahlzeit warten, stand sich die Gesellschaft gegenüber, die Männer im Vordergrunde mit schneidenden Werkzeugen, wie kurzen Schwertern und Haumessern bewaffnet. Jetzt gab ich durch ein Zeichen zu verstehen, daß ich nichts mehr von dem blutigen Fleischhaufen, den der Körper des Nashorns nur noch bildete, haben wollte, und wie losgelassene wilde Tiere, deren Geheul ich auch zu vernehmen glaubte, stürzte man sich auf den Kadaver. Von Menschenähnlichkeit war in diesem Augenblick bei unseren schwarzen Brüdern nichts mehr zu bemerken. Mit gierigen Händen, auch ohne Messer versuchten einige sich von der zähen Fleischmasse Stücke abzureißen. Dabei brach unter den Angehörigen der verschiedenen Orte, die sich hier zusammengefunden hatten, noch Streit aus. Die Häuptlinge standen

machtlos dabei und ließen der Rauferei freien Lauf. Besonders widerlich war der Anblick von zwei Leuten, denen es gelungen war, die Eingeweide in ihren Besitz zu bringen. Mit den blutigen, lang herunterhängenden Därmen rannten sie davon, um diese besonders geschätzte Beute in Sicherheit zu bringen. Mir wurde schließlich der Anblick so ekelhaft, daß ich mit Schabrum mich auf den Weg machte, um meinen Trägern zu folgen.

Noch nicht die Hälfte des Rückmarsches hatte ich mit meiner kleinen Kolonne überwunden, als schon sich im eiligen Laufe bei mir ein Schensi einstellte, der einen Arm in einer Art Schlinge hochgebunden trug. Als wir den Borkeverband lösten, zeigte sich, daß der Unterarm des armen Teufels einen klaffenden Messerhieb aufwies. Mit dieser schaurlichen Wunde war der Mensch in toller Sonnenglut im Trabe viele Kilometer nachgelaufen, um von mir — man höre und staune über das Naturkind — eine Entschädigung für seine Verwundung zu verlangen. Zuerst wollte ich natürlich von dieser Art, mein Mitgefühl auszubeuten — nichts wissen, schließlich aber gab ich dem armen Kerl, der mich an die künstlichen Blinden und Lahmen unserer Jahrmärkte erinnerte, eine blanke Rupie. Schabrum und Hanibal waren mit meiner Freigebigkeit keineswegs einverstanden und Recht hatten sie. Denn kaum nach Verlauf einer weiteren halben Stunde war schon ein zweiter armer Verwundeter zur Stelle, der aber in respektvoller Entfernung blieb, als ich ihm mit der schweren Nas-

hornhautpeitsche drohte. Schließlich zog er lachend ab. Gegen körperliche Schmerzen scheinen die Schwarzen außerordentlich unempfindlich zu sein.

Den letzten Teil des Marsches lege ich humpelnd zurück, meine Füße wollen absolut nicht mehr von der Stelle. Um 7⁰ abends kamen wir im Lager an, wo Omari mich mit einem herrlichen Mittagessen, Jemära-Steaks und saure Linsen, empfing. Ich trank an diesem ereignisreichen Tage eine Flasche Moët, leider allein. Der nächste Tag brachte für mich vollständige Ruhe, deren meine Füße dringend bedurften. Ich verabredete mit dem Sultan, daß er meinen Nas-hornkopf mit Hörnern und der getrockneten Haut für mich in Bewahrung nehmen solle, bis ich auf dem Rückwege die Sachen wieder abholte.

Bemerkenswert ist der Unterschied im Benehmen der Neger hier am See unter den Militärstationen und dem der kultivierten an der Küste des Indischen Ozeans. Hier in der Furcht des Herrn überall freundliches Entgegenkommen gepaart mit einer gewissen Würde im Benehmen, dort Unhöflichkeit bis zur Aufsässigkeit gesteigert. Ich spreche natürlich nur von den wenigen Orten, die ich persönlich gesehen habe und behaupte nicht, daß nicht auch an der Meeresküste an vielen Orten volle Unterwürfigkeit und Zufriedenheit zu finden sind. Solch plötzliches Zurückfallen auf die Stufe der Tiere unter der Einwirkung besonderer Leidenschaften, wie ich es gestern erlebte, kommt bei andern Völkern schließlich auch vor. Abends zeigt mir Schabrum, der den

ganzen Tag tätig gewesen ist, auf wie sinnreiche Art er die dicke saftreiche Nashornhaut getrocknet hat. Er hat die beiden großen 5—6 Fuß langen, je 2 Fuß breiten Hautstücke in lauter 1½ Zoll breite Striemen geschnitten, jeden einzelnen an einem hohen Gestell in der Sonne festgebunden und unten mit einem tüchtigen Stein beschwert. Auf diese Weise werden die einzelnen Streifen schön trocken und zugleich durch den Stein schnurgerade gezogen. Um ganz auszudörren, müssen sie etwa 14 Tage hängen. Von dem Kopf des Nashorns war die ganze Haut und alles Fleisch von einigen Trägern sorgfältig mit kleinen Messern entfernt worden, da ich nur Schädel und Hörner aufzubewahren gedachte.

Weil die Pesas, die ich in einigen Säcken von der Station mitgenommen hatte, sich ihrem Ende näherten, schickte ich einen Boten mit 50 Rupies in Silber zu Göhring mit der Bitte, mir doch Kupfer dafür zu senden und meldete ihm zugleich mein unverdientes Weidmannsheil. Die Wege sind hier überall, bis an den Beginn der Massaisteppe, bei Ikoma etwa, völlig sicher. Jeder Bote jedoch erhält für etwa ihm begegnende Weiße oder die Jumben der Ortschaften, die er durchschreiten muß, von der betreffenden Station oder dem Reisenden einen Reise-Schutz-Paß ausgestellt, worauf genaue Angaben bezüglich des Mannes, Zweck der Sendung, Gewehre und Patronen etc. vermerkt sind. Das Reisen ist hier auch ohne Begleitung sehr wohl möglich. Das wunderbare dabei ist, daß die Träger, wenn sie z. B. von

Ikoma nach Schirati Kalk tragen, auch des Nachts nicht die geringste Angst haben, von wilden Tieren überfallen zu werden; so schlafen diese unbewaffneten Leute, manchmal nur 3 bis 4 Mann, unbekümmert im Walde, ich fand später oft die kleinen Feuerstellen an den Orten, wo sie geruht hatten.

Da meine Füße wieder leidlich brauchbar waren, verließ ich am 23. August Ukeroni und den freundlichen Sultan, um in der Richtung auf den Mara (Fluß) weiter zu marschieren. Unterwegs schoß ich zwei Jemäras vorbei, erhielt aber schließlich ein drittes. Auch sah ich die ersten Gnus (Wildebeest), prächtige, täppische Tiere, die beim Galopp im Gänsemarsch den schweren Kopf auf- und niederschaukeln, wie wenn ihnen ihr Vorderteil eigentlich zu schwer wäre. Außer Jemäras und Gnus habe ich andere Antilopen bisher noch nicht gesehen. In glühender Sonne gelangte ich gegen Mittag nach Usimbiti und war nachmittags so kaput, daß ich den folgenden Tag da blieb. Am 24. August machte ich einen vergeblichen Versuch an die Gnus heranzukommen, auch die beiden großen Tellereisen, die ich aufstellte, brachten keine Beute. Dagegen schoß ich zwei Jemäras, eines davon auf 325 Schritte. Es ist merkwürdig, wie bald sich mein Auge an die großen Entfernungen und an das Auffinden von Wild in der Steppe gewöhnte. Ich sah jetzt manchmal die Tiere, bevor mich mein Jägermeister Schabrum darauf aufmerksam machte. Um auf die hier in der Steppe fast immer sehr großen Entfernungen sicherer

zu schießen, gewöhnte ich mich daran, das Gewehr zum Schuß stets an eine gewöhnliche Schensilanz anzulegen, die ich mit der Spitze in die Erde drückte, und die ich auf dem Marsche als Spazierstock benutzte. Dieses Hülfsmittel hebt die vertikalen Schwingungen des Laufes gänzlich auf und erlaubt bei ruhigem Wetter einen sehr guten Schuß, bei Wind ist es nicht anzuwenden, weil die Schwingungen des ganzen Körpers die leichte Lanze mit hin- und herbewegen.

Kapitel XI.

Zwei Nashörner erbeutet — Versuche mit verschiedenen Ge-
schoßarten gegen Dickhäuter — Schlangen — Ein seltenes
Zusammentreffen.

Den 10. November. Marsch nach Wegeru, meinem alten Lagerplatz am Maraübergang. Ich hatte Göhring versprochen, hier auf ihn zu warten, daher wurde das Lager sorgfältig hergerichtet. Göhring kehrte von einer Dienstreise in seinem Bezirk zurück und mußte an dieser Stelle den Mara überschreiten.

Am Morgen des zweiten Tages erschien der alte Schabrum ziemlich aufgeregt in meinem Zelt und setzte mir mit Hilfe Hanibals auseinander, daß soeben zwei Kifarús (Nashörner), ein großes und ein kleineres, auf etwa 500 m an meinem Lager vorbeigelaufen wären. Diese unerwartete Freudenbotschaft brachte mich mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit aus dem Bett. Die Nashörner hatten sich wahrscheinlich durch die frische Äsung im Maratal verführen lassen, ihren nächtlichen Weidegang etwas zu sehr in die

Länge zu ziehen und waren so bei Sonnenaufgang von meinen Wasser holenden Leuten gesehen worden. Die halbe Nacht hatte es geregnet, daher konnte eine Verfolgung der Tiere in dem durchweichten Boden nicht schwierig sein. Schnell wurden die Gewehre, da es sich um Dickhäuter handelte, mit Vollmantelpatronen versehen, die gefüllten Wasserflaschen und etwas Proviant den Boys aufgeladen und die Reise konnte beginnen.

Inzwischen war die Sonne herrlich klar am Himmel erschienen, wodurch die empfindliche Kühle des Morgens etwas gemildert wurde. Die Träger waren mit großen Messern und meinen Beilen ausgerüstet und trugen, um eventuell später die schwere Beute zu transportieren, große Knüttel und Stricke. Nach einem Marsche von einer Viertelstunde stießen wir richtig in der Maraebene auf die ganz frischen Spuren von zwei Nashörnern. Die Tiere selbst waren im niedrigen Buschwalde längst verschwunden. Aus der Fährte war zu erkennen, daß es sich um ein sehr großes, altes und ein dreiviertelerwachsenes Exemplar handelte. Also Mutter oder Vater und Kind. Die Jagd konnte unterhaltend werden. Es ist nämlich bei den Tieren fast mit Sicherheit auf Angriff gegen den Jäger zu rechnen, sobald sie in Begleitung ihrer Sprößlinge verfolgt werden. Mit dem Augenblick, wo die mächtige Spur uns eine bestimmte Richtung vorschrieb, wurde das Marschtempo derartig beschleunigt, daß der kleine Koch beinahe Trab laufen mußte. Als wir jedoch

nach 20 Minuten den Punkt erreichten, wo die Tiere in den Wald getreten waren, wurde das Tempo wieder ruhiger.

Jetzt begann der Marsch anstrengender, aber auch interessant zu werden. Das Gelände, in dem wir uns bewegten, sah ungefähr folgendermaßen aus: In der unendlichen großen Ebene waren ver einzelte größere und kleinere Dornbuschparzellen verteilt. Das dazwischen liegende freie Gebiet war mit fußhohem Grase bedeckt und manchmal mit kleineren Sträuchern durchsetzt. Der lehmige Boden war mit Wasser durchtränkt und stellenweise recht glatt. Büsche sowohl wie Gras prangten in frischem Grün, trieften aber von Wasser.

Da erst vor kurzem die Sonne aufgegangen, war noch viel Wild zu sehen. Eine Herde Zebras ließ uns auf 150 m ruhig passieren, auch die zahlreichen Jemäras beruhigten sich nach einer kurzen Flucht wieder, sogar Wasserböcke waren in der Ferne zu sehen. Alle diese verlockenden Gelegenheiten berührten uns jedoch in keiner Weise. Die Augen fest auf die mächtige Spur unserer beiden Dickhäuter gerichtet, eilte meine kleine Abteilung dahin. Alle hatten wir das Gefühl, uns stehe noch eine tüchtige Marschleistung bevor. Und unsere Ahnung sollte uns nicht getäuscht haben, es wurde 8, es wurde 9, es wurde 12. Die anfangs so störende Nässe ist längst verschwunden, alles Wild ist unsichtbar geworden, aber von unseren Nashörnern noch keine Spur. Da endlich steht der alte Baba Schabrum

gegen 12^{1/2} Uhr wie angewurzelt und deutet mit seinem krummen, schmutzigen Zeigefinger auf eine graue Masse, welche sich nur wenig von dem Busch, in dem sie sich befindet, abhebt. — „Faru“. — Und Recht hatte er, nachdem ich den Gegenstand mit dem Zeiß eingehend untersucht hatte, konnte ich ihm nur bejahend zunicken.

Die Entfernung betrug bis zu der Buschparzelle etwa 1000 m. Allem Anschein nach schließt das Nas-horn im Stehen, durch die dürftigen Baumkronen etwas gegen die jetzt brennende Sonne geschützt. Da wir zufällig gegen den kaum bemerkbaren Wind gingen, konnte es von uns noch nichts bemerkt haben. Jetzt übernahm ich mit dem schußfertigen Mauser den vordersten Platz in der Kolonne und eine andere Buschgruppe als Deckung benutzend, setzte ich den Marsch fort. Der Koch Omari wurde zu den Trägern zurückgeschickt mit dem Befehl, daß sie Halt machen und weitere Befehle abwarten sollten. Hierdurch wollte ich einer Störung des Wildes durch die meist laut schwatzenden Wageias vorbeugen. Nachdem wir drei nun etwa 500 m näher an unser Wild herangekommen waren, machte ich eine Entdeckung, welche mir, ich will es offen gestehen, geringe Freude bereitete. Es lag nämlich im Schatten des einen stehenden Dickhäuters der zweite, über dessen Fehlen ich mich schon gewundert hatte, gemütlich schlafend hingestreckt. Konnte ich mit diesen klobigen Gesellen den Tanz wagen? Einen Augenblick war ich zweifelhaft. Da ich im übrigen mit der

Welt leidlich zufrieden war und besonders in Afrika mich recht glücklich fühlte, so hatte ich keineswegs die Absicht, schon jetzt das Zeitliche zu segnen. Es soll Jäger geben, die ihrem schwarzen Begleiter verbieten, zu schießen, auch in Fällen dringendster Gefahr. Zu diesen Übermenschen in jagdlicher Beziehung gehöre ich nicht. Daher befahl ich meinem alten, zuverlässigen Baba, sich schußfertig zu machen und natürlich nur im Falle eines feindlichen Angriffes, der hier wohl mit Sicherheit zu erwarten war, kräftig mitzuknallen. Übrigens bezweifle ich, daß er sich um ein Verbot gekümmert hätte, da gemeinlich jeder in Lebensgefahr Befindliche, ob weiß, ob schwarz, wenn er kann, sich zu verteidigen sucht. Mit dem Mechanismus des Karabiners 88 war er durch das tägliche Reinigen ebenso vertraut, wie ich. Also geduldig weiter an die Tiere herangekrochen, bis ein sicherer Schuß möglich wurde.

Schließlich gelang es uns, auf den Knien, durch den lichten Busch nur wenig gedeckt, bis auf etwa hundert Schritte an die Kifaru heranzukommen. Zwischen unserem Busch und dem der Nashörner, von denen das stehende, wie ich aus seiner Bewegung sah, uns doch schon bemerkt hatte, war eine völlig glatte Ebene. Von diesem Platze aus war ein guter erster Schuß fast Gewißheit und damit voraussichtlich einer von den beiden Gegnern außer Gefecht gesetzt. Aus früheren Erfahrungen und Erzählungen wußte ich, daß das Herz beim Nashorn sehr tief und sehr weit vorn im Brustkasten liegt; also tief Blatt

haltend, ließ ich nach bedächtigem Zielen fliegen. Den Kugelschlag hörte ich noch zu meiner großen Befriedigung, dann kam aber das getroffene Nashorn mit einer nicht unerheblichen Geschwindigkeit gerade auf uns zu gefegt. Der Schuß von Baba, welcher aufmerksam im Anschlag gelegen hatte, knallte dem mit gesenktem Kopfe das Horn dicht über den Boden haltend, daher sausenden Tier entgegen. Dann wieder ein Schuß von mir und noch einer von Baba und kaum zehn Schritte von uns entfernt, eine kleine Änderung in der Marschrichtung machend, brach das Nashorn, von den vielen Schüssen erschreckt, durch die lichten Stämme zu unserer Rechten. Als es sich etwa dreißig Schritte entfernt hatte, machte es plötzlich Kehrt und kam mit bedeutend verringerter Geschwindigkeit, schwankend und stolpernd auf uns zu. Es war deutlich zu erkennen, daß es tödlich getroffen sein mußte und schon nach wenigen Schritten brach es tot zusammen.

Das zweite Tier war bei meinem ersten Schuß, wie von einer Feder geschnellt, aus dem Schlummer in die Höhe gefahren und nach der entgegengesetzten Richtung davon geprescht. Dieser ganze Vorgang spielte sich nach meiner Schätzung in etwa zehn bis zwanzig Sekunden ab. Die Schüsse, die von uns abgegeben wurden, folgten sich so schnell, daß an ein Zielen nur oberflächlich gedacht wurde. Wäre das Nashorn in seiner ersten Richtung auf uns zu geradeaus geblieben, so glaube ich kaum, daß es mir bei der überraschenden Geschwindigkeit desselben ge-

lungen wäre, mich durch Seitensprung seinem Horn zu entziehen. Als ich nun meine Beute näher in Augenschein nahm, stellte es sich heraus, daß ich ein altes Weibchen vor mir hatte, dessen vorderes Horn 1 $\frac{1}{2}$ Spanne über der Wurzel abgebrochen war. Die Bruchstelle war jedoch völlig glatt und durch langen Gebrauch des Hornes so gut berundet, als wenn eine Feile dazu benutzt worden wäre.

Nach und nach kamen durch das häufige Schießen angelockt, meine Träger, wie auch eine Menge Leute des benachbarten Negerstammes zur Stelle und sammelten sich um das verendete Tier. Der alte Baba wollte wie bei früherer Gelegenheit schon die Rollen zum Abschneiden des Kopfes und zur Abnahme der Rückenhaut verteilen, als plötzlich ein Schwarzer herbeieilte und einige mir unverständliche Worte sagte, indem er dabei sehr erregte Gebärden machte. Aller Lärm verstummte wie auf einen Wink und Schabrum machte ein sehr dummes Gesicht. Der neu hinzugekommene Schwarze hatte das zweite vertriebene Kifaru, welches anfangs davongelaufen war, wieder in Richtung auf uns zukommen sehen. Kaum hatten wir alle die neue Wendung der Dinge begriffen, als auch schon jeder sich die Frage vorlegte: Was tun? Unsere schwarzen Menschenbrüder verschwanden mit großer Geschwindigkeit in den umliegenden Büschen, indem sie sorgfältig die Richtung vermieden, aus welcher das Tier kommen sollte.

Da Windstille bei der glühenden Hitze des Mittags eingetreten war, hatte ich Hoffnung, daß mir

vielleicht auch noch das zweite Nashorn zu Schuß kommen würde. Dementsprechend legte ich mich an der Stelle des Randes der Buschparzelle flach auf den Boden nieder, von welcher aus ich nach den Aussagen des Schensi es zuerst erblicken mußte. Und nicht lange brauchten wir beide — denn Baba lag wieder dicht hinter mir — zu warten. Bald sahen wir das zweite Tier, das ich auf etwa drei Jahre schätzte, gemächlich im Trabe, ohne irgend ein Zeichen von Furcht, manchmal stehen bleibend und laut schnaufend, herankommen. Bei einem solchen Stehenbleiben auf etwa vierzig Schritte Entfernung gelang es mir, mit der 9 mm-Büchse dem Tier einen Vollmantel über dem rechten Auge in die Stirn zu schießen, worauf es dumpf stöhnend, langsam mit allen vier Beinen gleichzeitig zusammenknickend, zu Boden sank. Es bewegte keine Muskel mehr und blieb in dieser etwas sonderbaren, durchaus aufrechten Lage, so daß ich einen Fangschuß für angezeigt hielt. Es war jedoch durch den Gehirnschuß — wie sich später zeigte — so plötzlich getötet worden, daß es nicht einmal Zeit gehabt hatte auf die Seite zu fallen. So war ich denn an diesem Glückstage reichlich dafür entschädigt, daß ich bisher auf einem zwölfwöchentlichen Naturbummel nur ein Nashorn zur Strecke gebracht hatte, obgleich ich mich wochenlang nur auf dieses besonders gesuchte Wild gesteift hatte und viele andere seltene Tiere deswegen hatte laufen lassen. Glücklicher Weise kam keiner von meinen schwarzen Untertanen, wie es ja vorgekommen sein soll, auf den abenteuer-

lichen Gedanken mich umzutaufen und mich nach dieser glücklichen Jagd etwa Bana Rhinoceros zu nennen. Viel Gegenliebe für den Witz hätte der Schensi als Wiedertäufer bei mir als Täufling wohl schwerlich gefunden.

Groß war die Freude der jetzt schon an fünfzig zählenden Schwarzen, als ihnen auch dieser Fleischberg zum Fraße in Aussicht stand. Es hatten sich einige ganz alte spindeldürre Leute mit Kürbisflaschen bewaffnet eingefunden, die das warme Nashornblut als „dawa“ zu sich nahmen. Dieses erschien mir unnatürlicher als wenn dieser oder jener von den hungrigen Schensis nach der Jagd ein ordentliches Stück rohen Fleisches abschnitt und es gleich auf dem Marsche nach viertelstündigem Kauen sich zu Gemüte führte. Essen wir doch Beefsteak à la Tartare manchmal auch ganz gern. Den Begriff von „zuviel“ in Beziehung auf Fleisch, kennt der Schwarze überhaupt nicht und seine Witterung, wo etwa ohne Mühe ein Extrabraten zu holen, steht der der Marabus und Aasgeier wenig nach. Man schießt mit Ausnahme der Massaisteppe mitten in der wildesten Gegend, wo auf Meilen nach allen Seiten hin keine menschliche Behausung zu sehen ist, irgend ein Wild und schon beim Zerlegen desselben taucht mit grinsendem freundlichen Gesicht aus den Büschchen, von den Hügeln, aus der Ferne, noch schneller, als die Geier, häufig unser Schensi auf, um seinen Anteil, und seien es nur die Därme, einzuhimsen. Hat man sich aber einmal verirrt und sucht menschliche Hilfe,

so kann man auf sein Erscheinen bis in die Ewigkeit warten.

Die freie, günstige Lage des Nashornkörpers veranlaßte mich, Versuche mit den verschiedenen Geschoßarten anzustellen. Baumstark hatte mir als guten Rat mit auf die Reise gegeben, gegen alle Dickhäuter, zu denen ja auch der Elefant trotz seiner dünnen Haut meistens gerechnet wird, nur mit Vollmantel-Geschossen zu schießen. Diese Regel habe ich auch stets befolgt. Hier bot sich mir aber die günstige Gelegenheit auf noch lebenswarme Nashornkörper auch die 11/12 Mantelgeschosse zu erproben. Auf fünfzig Schritte schoß ich sowohl mit M. 88, wie auch mit dem Karabiner auf das aufgerichtete, jüngere Nashorn. Alle Schüsse gingen quer durch den ganzen Körper hindurch, die zerrissenen Stahlmäntel fanden sich nachher in der Bauchhöhle, der gestauchte Bleikern saß meist in den der Einschußseite gegenüber befindlichen Rippen; Ausschuß war nicht vorhanden. Die Schüsse, die ich schräg von vorn, also durch die etwa 1 Fuß dicke Oberschenkelmasse des Vorderbeins in der Richtung auf das Herz abgab, gelangten nur teilweise bis in die Brusthöhle. Auch ein Vollmantel 9 mm, Ladung 2,7 Bl. P., vermochte durch diese Muskel- und Sehnenmasse hindurch nicht mehr bis in die Brusthöhle zu dringen.

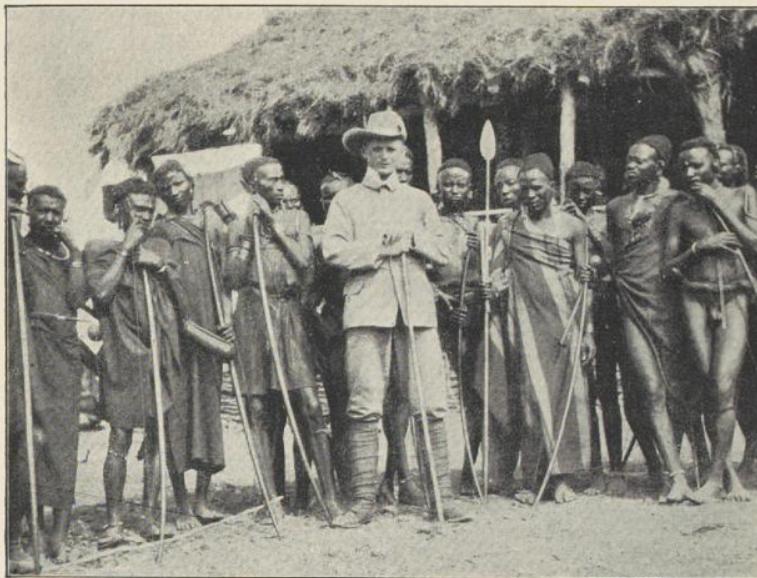
Aus dem Militärgewehr machte ich mit Vollmantel keine Versuche, weil ich wußte, daß alle Geschosse — ganz gleich, von welcher Seite sie kommen — bis zum Herzen durchdringen, und das ist gerade

bei Dickhäutern besonders schwierig. Daher auch ihre fast ausschließliche Verwendung gegen diese Tiere. Wenn man Nashörner rechtwinklig von der Seite zu Schuß bekommt, so ist der 11/12 Mantel nach meiner Ansicht zum tödlichen Schuß vollkommen ausreichend; ebenso genügt er für Kopfschüsse. Für nicht tödlich und sehr unzuverlässig halte ich ihn dagegen schräg von vorne, weil eben dort große Fleisch- und Muskelmassen zu durchschlagen sind, bevor das Geschoß nur an die Rippen herankommt. Einen sofort tödlichen Schuß mit dem kleinen Kaliber halte ich mit Ausnahme des Gehirnschusses für ausgeschlossen. Das Tier wird auch bei guten Herzschüssen oft noch die Kräfte haben, 150—200 Schritte zu laufen, was genügen würde, den Jäger ernstlich zu gefährden. Geradezu lächerlich wirkten fünf von mir auf die dicke Rückenhaut abgegebene Revolverschüsse aus Smith & Wesson C. 32. Der Revolver hat sonst recht scharfen Kugelschuß. Hier drangen auf sechs Schritt Entfernung nur drei Geschosse bis in die Mitte der etwa 3/4 Zoll dicken Gummihaut ein. Die übrigen prallten direkt unter Hinterlassung einer derben Schrunde schräg wieder ab.

Bei genauerer Besichtigung und Zerlegung des zuerst erlegten alten Nashorns stellte sich heraus, daß es im ganzen nur zwei Schüsse bekommen hatte, nämlich meinen ersten (tief Blatt), welcher die untere Spitze des Herzens durchschlagen hatte, und einen zweiten Fleischschuß im rechten Hinterschenkel, mit dem allein es noch hundert Jahre hätte weiterleben können.

Aus diesem etwas wunderbaren Resultat ergibt sich erstens, daß das Tier nach empfangenem tödlichen Herzschuß noch imstande war, mit großer Geschwindigkeit über 150 Schritte zu laufen; zweitens, daß unglaublicherweise fast alle unsere anderen Schüsse gegen das anstürmende Tier, in der Größe einer wandernden kleinen Stubentür, nur Löcher in die Natur gemacht hatten. Etwas Aufregung muß doch wohl vorhanden gewesen sein. — Nach zweistündiger Arbeit des alten Baba, der das übrige schwarze Gesindel stramm mit heranholt, konnte ich mit zwei schönen Nashornköpfen und einer großen Last Haut meinen Weg ins ferne Lager antreten.

Auf dem Rückwege traf ich auf die erste und einzige Schlange, die ich in Afrika gesehen habe. Das Tier war einen Meter lang und benahm sich höchst friedlich, es sah aus etwa wie unsere Ringelnatter. Ein Schlag mit dem Kifaru (Nashornhautpeitsche, während Kiboko die Flußpferdhautpeitsche ist) machte seinem Leben ein Ende. Auch im Tode blieb diese Schlange, bei der ich absolut keine Giftzähne entdecken konnte, uninteressant. Die giftigen Exemplare scheinen auch hier recht selten zu sein. Selbst beim Suchen findet man von ihnen höchstens mal eine alte abgelegte Haut. Eine solche fand ich am nächsten Tage ganz zufällig im Gebüsch nahe meinem Zelt. Einstimmig behaupteten sechs von den hier ansässigen Schwarzen, daß Schlangen hier niemals gewesen seien, daß sie noch nie eine erblickt hätten. Als ich ihnen dann die Haut vor



Zu Seite 145.

Leutnant v. Wiese mit Wandorobos.



Zu Seite 177.

M. Weiss phot.

M. Weiss. Der Verfasser. Göhring.

die Nase hielt, wurde wieder nur geschüttelt und gelächelt. Weiter war weder für Geld noch gute Worte aus ihnen etwas herauszubekommen.

Des Nachts wachte ich durch ein sonderbares Getrampel aus süßem Schlummer auf; dicht am Lager vorbei, teilweise hindurch, raste eine große Herde Zebras, die wahrscheinlich durch ein Raubtier zu dieser mit Panik verbundenen Flucht veranlaßt worden war. Am nächsten Morgen waren die Spuren in dem weichen Boden sehr gut zu sehen.

Ich halte die sogenannte kleine Regenzeit — November, Dezember — für sehr geeignet zur Jagd. Allen Spuren ist mit Leichtigkeit zu folgen. Der Regen tritt nur für Stunden ein, so daß man immer durch die Sonne genügend wieder getrocknet wird und die Gesundheit nicht leidet. Außerdem aber wird der Löwe durch Regen auch am Tage oft veranlaßt, aus seinem nassen Schlupfwinkel hervorzukommen, so daß Löwenchancen zu dieser Zeit erheblich besser sind als sonst.

Am 14. November kam Göhring endlich an. Abends gemütlich vor dem Zelt sitzend, höre ich von ihm, daß in diesen Tagen auch Leutnant Weiß von der Grenz-Regulierungs-Kommission hier den Mara überschreiten müsse, um sich zum Lager bei Olgos zu begeben. Wirklich konnten wir ihn schon am nächsten Morgen, nachdem wir den Mara überschritten hatten, als dritten weißen Mann in dieser sonst nicht gerade mit Europäern überreich bevölkerten Gegend begrüßen. Natürlich wurde Be-

gegnung gefeiert und die drei Lager in ein einziges großes vereinigt. In kürzester Zeit wurden eine Unmenge Mehl, süße Kartoffeln, Ziegen, ja sogar Bananen herangeschleppt, so daß die allgemeine Schmauserei bald beginnen konnte.